

DER SPIEGEL

Brauereien

Zweite Enteignung

Der Getränkekonzern Brau und Brunnen will die Ost-Brauerei Wernesgrüner schlucken. Die Alteigentümer wehren sich.

23.01.1994, 13.00 Uhr

Brauer sind oft hemdsärmelige Typen. Aber Christian Wolf ist selbst in dieser Außenseiterbranche eine ungewöhnliche Erscheinung.

Was sollen die Kollegen auch von einem halten, der den Mantel seines verstorbenen Vaters aufträgt und der in die Bibelstunde geht?

Der Finanzchef der Brauerei Wernesgrüner wird von den Kollegen dennoch respektiert. In seiner Wahlheimat, dem strukturschwachen Vogtland zwischen Zwickau und Plauen, gilt er inzwischen sogar als eine Art Volksheld.

Der Westler, der in den Osten zog, hat sich gleich mit zwei mächtigen Gegnern angelegt: mit der Treuhandanstalt, dem größten Ost-Konzern, und mit der Brau und Brunnen AG, dem viertgrößten Bierbrauer Deutschlands (siehe Grafik Seite 89).

Die Treuhandmanager halten 49 Prozent der Wernesgrüner-Anteile. Und die wollen sie an Brau und Brunnen verkaufen. Der Rest gehört den Erben der früheren Eigentümer, darunter Christian Wolf.

David gegen Goliath - die Sympathien in dem ungleichen Kampf sind eindeutig verteilt. Der kleine, aber feine Betrieb (75 Millionen Mark Umsatz, knapp 300 Beschäftigte) ist die letzte größere eigenständige Ost-Brauerei. Profitabel ist sie dazu.

Wernesgrüner war schon zu DDR-Zeiten das, was in der westdeutschen Marketing-Sprache ein Premium-Bier genannt wird: eine Marke, die aus

dem Massenangebot herausragt - und entsprechend teuer verkauft werden kann.

Genau eine solche Marke fehlt Brau und Brunnen (1,7 Milliarden Mark Umsatz, 5500 Beschäftigte) im Programm. Der Dortmunder Getränkekonzern, 1972 aus der Fusion der Dortmunder Union-Brauerei und der Berliner Schultheiss Brauerei entstanden, bietet vornehmlich Massenbiere an. Deren Anteil am Biergeschäft sinkt ständig.

Das Interesse des West-Konzerns an der Ost-Perle ist demnach verständlich, desgleichen aber der Widerstand der Wernesgrüner. »Wir lassen uns kein zweites Mal enteignen«, sagt Wolf.

Der Fall ist in Sachsen längst zum Politikum geworden. Wie soll sich ein eigenständiger Mittelstand entwickeln, wenn selbst gesunde Unternehmen von West-Konzernen geschluckt werden?

»Wir sehen nicht ein, daß Wernesgrüner in den Westen verkauft werden soll«, rügt der sächsische Wirtschaftsstaatssekretär Rüdiger Thiele den Treuhandentscheid, »schließlich steht das Unternehmen blendend da.«

Das feinwürzige Kultbier, zu DDR-Zeiten auch als Zahlungsmittel akzeptiert, hat die Wende gut überstanden. Sogar ihre Investitionen finanzierten die Vogtländer großteils aus eigener Kraft.

Wernesgrüner, das war das Ziel aller Beteiligten, sollte selbständig bleiben. Ein Bankenkonsortium sollte die Staatsanteile übernehmen und das Unternehmen langfristig an die Börse bringen.

Doch dann änderten die amtlichen Privatisierer ganz plötzlich ihre Meinung. Im September zog in die Chemnitzer Treuhandfiliale, die den Fall Wernesgrüner betreut, ein neuer Chef ein, der ehemalige Leiter der Leipziger Niederlassung, Claus von der Decken. Sein Vorgänger mußte gehen, weil er privat von Aufträgen der Anstalt profitiert hatte.

Der Diplom-Ingenieur, der nur für ein halbes Jahr nach Chemnitz abkommandiert war, wollte den Fall Wernesgrüner vor seiner Rückkehr in die Berliner Zentrale zu Ende bringen. Deshalb beschloß er, die Brauerei meistbietend zu verkaufen.

Der Brau-und-Brunnen-Konzern, mit eigenen Premium-Marken glücklos, bot stolze 44 Millionen Mark und bekam einen vorläufigen Vertrag. Zusätzlich zu den Treuhandanteilen sicherten sich die Dortmunder sechs Prozent von drei Alteigentümern. Damit wollten sie die Mehrheit erreichen. Doch ihr zusammengekauftes Paket nützt ihnen bisher wenig. Denn die 51

Prozent der Erben sind in einer KG gebündelt, die nur mit Mehrheit über ihren Besitz entscheiden kann.

Um die Blockade aufzulösen, ficht die Treuhand jetzt die Entscheidung des sächsischen Landesamtes für offene Vermögensfragen an. Das hatte den Altgesellschaften schon Mitte 1991 die Mehrheit zugesprochen. Nur wenn der Einfluß der Erben nachträglich vermindert wird, kann Brau und Brunnen in Wernesgrün bestimmen.

»Die Brauerei«, rechtfertigt von der Decken im nachhinein seine Entscheidung, »ist allein doch langfristig gar nicht überlebensfähig.« Als Beleg führt der Treuhänder an, daß bei Wernesgrüner 1993 nur knapp 500 000 Hektoliter Bier produziert wurden. Ausgelegt ist die Anlage für fast doppelt soviel.

An der Fehlplanung ist die Treuhand allerdings nicht ganz unschuldig. Die Aufseher ließen zu, daß die Braukapazität unter dem früheren Vorstandschef Volker König für mehr als 60 Millionen Mark ausgeweitet wurde. In der gegenwärtigen Rezession ist der zusätzliche Stoff schwer abzusetzen.

Die Auslastung der Maschinen soll nun der Brau-und-Brunnen-Konzern sicherstellen. Die Dortmunder wollen in Wernesgrün zusätzlich Billigbier herstellen, das über Discounter und Verbrauchermärkte vertrieben wird.

»Damit machen die unsere Marke langfristig kaputt«, warnt Wernesgrüner-Manager Wolf. Der Sprecher der Alteigentümer sucht zur Zeit nach einheimischen Partnern, die anstelle von Brau und Brunnen in den Vertrag mit der Treuhand einsteigen könnten.

Die Chancen stehen nicht schlecht. Nach dem Privatisierungsgesetz haben die Altgesellschafter ein Vorkaufsrecht, wenn ihre Firma an Außenstehende verkauft werden soll. Diese Klausel wollen Wolf und die anderen Erben nutzen. Drei potentielle Käufer aus den neuen Ländern haben sie angeblich schon gefunden.

Falls die doch nicht mitmachen, hat Brau und Brunnen noch lange nicht gewonnen. Die Alteigentümer nämlich sind fest davon überzeugt, daß nur sie allein über die Rechte an dem klangvollen Markennamen Wernesgrüner verfügen.

Ohne den Namen aber ist Wernesgrüner nur eine Brauerei von vielen - und viel weniger wert. Y